

Deutsche Hauspost



Im Frauenkreise.

Selbstlose Liebe.

Von Zeit zu Zeit erscheinen in den Blättern statistische Ausweise, welche über das Leben und Treiben unseres Volkes Aufschluß geben. Unter den markantesten Daten steht das Verzeichnis der Ehescheidungen obenan. Laut diesem wurden im Jahre 1912 über 100,000 Ehebündnisse allein in den Vereinigten Staaten gelöst; eine erschreckend hohe Zahl, welche tiefe Schatten auf die oberflächliche und lässige Moral wirft, um so bedenklichere Schatten aber, wenn man weiter hört, daß dadurch mehr als 70,000 Kinder, zum Teil unter 9 Jahren, teilweise des Vaters, der Mutter beraubt wurden.

Mag auch der größere Teil solcher Ehescheidungen aus unhaltbaren Verhältnissen resultieren, mag in den meisten Fällen ein unfriedliches Familienleben dem einen oder dem andern der Gatten derart zur Qual geworden sein, daß eine Trennung als einzig möglicher Ausweg erschien, so sind namentlich in der Gegenwart doch allzuviel Ehebündnisse auf leichtfertig und unbedacht geschlossene Ehen zurückzuführen.

Nirgend sonst in zivilisierten Staaten wird dem jungen Manne die Eheschließung so leicht gemacht, wie in Amerika, vielmehr von dem volkswirtschaftlichen Standpunkte aussehend, daß ein Land nach dem Maße seines Familienstandes erstarke, aber auch nirgend wird eine in sozialer Hinsicht so hochwichtige Institution so mißbraucht und geschädigt, wie in dem gepriesenen Lande der Freiheit.

Wenn schon kinderlose Ehepaare das Band, das sie fürs Leben einen sollte, zerreißen, weil ihnen der gemeinsame Lebensweg zu beschwerlich erscheint, — da, wo dem künftigen Kinder entbrochen sind, sollte und müßte das Ehepaar vor dem Schritte der Trennung zurückzusehen, um der Kinder willen, die ihr Zerwürfnis zu Barmen macht.

Gewiß, einer der beiden Gatten wird immer der Anklage, der Leidende sein, und der andere in der Schuldige. — aber ob dieser nun der Mann oder die Frau ist,

das Unrecht wird dadurch verschärft, daß der Unfriede die armen unglücklichen Kinder trifft, härter und tiefergreifender, als der Tod es vermag, denn während die Mutter die Kleinen lehren kann, die Hände zu falten und liebevoll für den verstorbenen Vater zu beten, muß sie den Kindern die Existenz des lebenden Vaters verschweigen, will sie nicht in die reinen Kinderherzen denselben Haß, dieselbe Abneigung verpflanzen, die in der eigenen Brust so hell lodert.

Und wo gar die Mutter der pflichtvergessene Teil ist, wo sie es ist, die im sträflichen Rechtsinn ihr Kind verläßt, — welche schwere Schuld läßt nicht so eine Mutter auf sich, untätig durchs ganze Leben! Und es könnten doch so vielen Kindern Vater und Mutter erhalten, so vielen Ehen Friede und Glück bewahrt bleiben, wenn beide Gatten jener Pflicht eingedenk wären, die ihnen der Lebensbund auferlegt: Liebet einander!

„Die Liebe ist doch die größte!“ Nur selten kommt es einmal vor, daß nicht Haß und Abneigung der Beweggrund einer Trennung bilden, sondern daß gerade die echte, treue Liebe zum schwersten Opfer: der Hingabe des Geliebten bereit ist, wenn es zu seinem Glücke notwendig erscheint. Aber solche Fälle sind so selten, daß sie wie ein Märchen klingen, wenn nicht ab und zu, über der profanen Alltäglichkeit stehenden heroischen Liebesopfer bekannt würden, freilich gegen den Willen der Beteiligten, denn wer groß genug ist, die Liebe in so voller Selbstlosigkeit aufzufassen, ist auch bereit, das Opfer im stillen zu bringen, denn die Welt würde ihn ja doch nicht verstehen! Heute noch nicht, wenigstens der Geist der Liebe allein in der Messias ist, der die Welt aus dem Banne der Selbstsucht befreien kann.

Es ist noch nicht lange her, daß auch ein Weib aus echter, treuer Liebe den Gatten frei, als sie gewahrt wurde, daß er sein Herz an ein anderes Wesen verloren hatte. Er war ehrlich genug, sich gegen

diese aufkeimende Neigung zu wehren, aber die Leidenschaft war stärker, je mehr er dagegen ankämpfte, und sein Weib, das ihm im qualvollen Dilemma gegen Liebe und Pflicht vergebens kämpfen sah, gab ihn frei, damit er die „Andere“ zu seinem Weibe machen könne. Ja, ihre Liebe war so selbstlos und rein, daß sie auch das Mädchen, das nun in ihre Rechte eintrat, in ihre Herz schloß.

In unseren Tagen des trostlosen Egoismus ist solch eine Tat nahezu unglücklich, und doch ist sie keine Sünde.

Frau Marion Craig-Wentworth, deren Ruf als brillante, dramatische Künstlerin weit über die Grenzen ihres Heimatlandes reicht, und die nur zurückgezogen in Cambridge lebt, hat in aller Stille freiwillig die Scheidung auf friedlichem Wege von Dr. Franklin S. Wentworth, dem wohlbekanntesten Schriftsteller und Publizisten, veranlaßt, damit dieser Mrs. Chapman, zu welcher er in Liebe entbrannt, als seine zweite Gattin heimführen könne. Und Frau Marion Craig-Wentworth hat keinen Haß gemerkt auf das Weib, das nun des Mannes Herz besitzt, sie hat auch nicht die Liebe aus ihrem Herzen gerissen, sie liebt die beiden Frauen nur um so inniger, je mehr ihre Liebe ruht auf Leidenschaft, sondern auf überaus großer Menschlichkeit basiert, die lieber selbst sich opfert, als daß sie den Nächsten leiden sieht.

Fürwahr, ein solcher Begriff christlicher Liebe kommt der Lehre unseres Meisters am nächsten! Wenn alle Menschen so rein und selbstlos dächten und fühlten, wie leicht müßte das Leben sich gestalten, wie müßte die Liebe die Macht besitzen, allen Unfrieden aus der Welt zu schaffen, es würden dann nicht in einem Jahre 100,000 Ehepaare in unserem Lande allein aus Haß und Egoismus auseinander gehen, und es würden nicht alljährlich 70,000 unglückliche Kinder zu ernen, bedauernswerten Waisen werden.

Frau Caroline.

Für unsere Jugend.

Mutter und Kind.

Kind: Mutter, wenn ich erst so groß bin, wie du. Frag ich dann auch viel größere Schuß? Manchmal auch eine Schleppe am Kleid? Dauert das wohl noch lange Zeit?

Mutter: Das dauert noch etwa zehn Jahren bloß!

Kind: Mutter, ich wollte, ich wäre schon groß! — Kann ich dann auch noch spielen im Garten? Kann ich dann Gretchens Pferd noch sein? Kann ich nach einem Schneemann bauen? Noch kriechen durch unsern Gartenzwerg?

Mutter: O nein, o nein, o nein!

Kind: Mutter, dann bleibe ich lieber klein! — Wenn ich groß war, müßt ich zur Schule nicht gehn. Könnte alles von selbst verstehen? Könnte das große Einmaleins? Sätt ein Klavier, gerade wie deins?

Mutter: Das wäre wohl ein herrliches Los?

Kind: Mutter, ich wollte, ich wäre schon groß! — Aber was ich dein kleines Mädchen dann noch? Du weißt, das ist mir das liebste doch! Müßt ich dann denken vor dem Keden? Und eine Verbeugung machen für jeden?

Mutter: Du müßtest dann immer verständig sein!

Kind: Mutter, ich bleibe doch lieber klein!

Lügen-Lieschen.

Lügen-Lieschen? Ist das ein gar-tiger Name! Lieschen würde nicht so übel klingen, aber die häßliche Beifügung verunstaltet den Namen. Und doch war das Weibchen verdient. Hört nur, wie es kam: Als Klein-Lieschen mit seinen Füßchen kaum ein wenig vom Nag trappelte, konnte es schon ziemlich gefällig die kleine Zunge bewegen und stundenlang plappern. Wie alle Eltern, hatten auch Lieschens Eltern an dem Gepolter ihres Kindes eine große Freude. Das merkte der kleine Schelm und erzählte bald Wabres, bald Erdichtetes bunt durcheinander, bis es eben in seinem Köpchen entlief. Das wachte so eine geraume Weile. Lieschen wurde größer und machte bald weitestliche Fortschritte im Erzählen. Das Kind lag bald so schön, daß es nicht mehr scham war.

Vater und Mutter mochten dem sich entwickelnden Sange des Mädchens zur Lüge nicht kräftig genug entgegenzutreten, und so kam es, daß bald das Weibchen immer größer wurde. Lieschen ging noch nicht in die Schule, aber lügen konnte es schon wie gebredet.

Der erste Schultag erschien. Mit pochendem Herzen ging Lieschen an der Hand der Mutter zur Schule. Freudig eilte es nach der Schulzeit nach Hause und erzählte die Erlebnisse. — So ging es ganz gut ein paar Tage. Begierig nahm das gewackelte Kind die frischen Eindrücke in sich auf und war ganz erfüllt von der neuen Aufgabe. Das Alltägliche kam unterm Lieschen aber bald zu langweilig vor, und es griff zur Lüge.

Die Erzählungen des Mädchens nahmen nach und nach eine Färbung an, die bald aus Unglaubliche grenzte.

Als es dem Vater endlich zu viel wurde, zog er Erkundigungen ein. Da fand er dann seine Meinung bestätigt. Lüge, nichts als Lüge!

Dadurch wurde aber zugleich die Eigenhaftigkeit des Mädchens unter den Mitschülern bekannt, und als Lieschen am selben Tage in die Schule ging, da rief ein vorlauter Anbeter das Wort: „Lügen-Lieschen!“

Als Lieschen in die Klasse trat, da schallte es von allen Seiten, einzeln und im Chor: „Lügen-Lieschen!“

Vor Scham und Scham über

Die Riesen und die Zwerge.

Es ging die Niesentochter. Zu haben einen Spoh. Gerab vom hohen Schlosse. Wo Vater Niese sah.

Da fand sie in dem Tale. Die Schen und das Flug. Dahinter auch den Bauern. Der sah sie klein genug.

Flug, Ohren und Bauern. Es war ihr nicht zu groß. Sie sah's in ihre Schürze. Und trägt's aufs Niesenschloß.

Da fragte Vater Niese: „Was hast du, Kind, gemacht.“ Sie sprach: „Ein schönes Spielzeug hab' ich mir mitgebracht.“

Der Vater sah's und sagte: „Das ist nicht gut, mein Kind; Du' es zusammen wieder An seinen Ort geschwind.“

Wenn nicht das Volk der Zwerg. Schafft mit dem Flug im Tal. So darben auf dem Berge Die Niesen allzumal.“

Eins bis Zehn.

Ein hohes Köpfchen, das hat unser Kind, Schaut, ob ein anderes schöner sich find! Zwei klare Augen, die blicken zum Licht; Keller laßt Diamanten man nicht. Drei leichte Größchen im Angesicht drin. Zwei auf den Wangen und eins am Sinn. Vier der Gespielen sind auch mit dabei: Hündchen und Kacke, und Puppen gar zwei. Fünf rote Zähne, die winken zum Gruß. Wenn aus dem Strümpfchen sich redet der Fuß. Sechs scharfe Knackerchen gucken hervor. Ebenbeinweiß aus rubinrotem Lor. Sieben der Locken, so glänzend wie Gold. Mutwillig sind sie dem Säubchen entrollt. Acht weißt der Zeiger — da wendet im Nu Unser lieb Herold dem Bette sich zu. Neun blaue Knöpfchen näht Mama ans Kleid. Dann ist es morgen zum Anziehen bereit. Zehn Finger find's, die das Kindchen sein nennt, Eine schönere Zierde sein Körper nicht kennt.

Wie das Finklein das Bäuerlein im Schenkerlein besucht.

Bäuerlein, Bäuerlein, tid, tid, tad. Hast 'nen großen Haberjad, Hast viel Weizen und viel Korn. Bäuerlein, hab' dich gar zu gern!

Bäuerlein, Bäuerlein, tid, tid, tad. Komm' zu dir mit Sad und Pad.

Bäuerlein, Bäuerlein, tid, tid, tad. Wie man ausdrückt Korn und Kern.

Bäuerlein, Bäuerlein, tid, tid, tad. Wie ist denn der Geismad

Von dem Korn und von dem Kern. Daß ich's unterscheiden lern!

Bäuerlein, Bäuerlein spricht und lacht: Finklein, nim' dich nur in acht. Daß ich, wenn ich dreißig und flopf', Dich nicht treff' auf deinen Kopf!

Komm herein und lud' und lug', Bis du satt hast und genug. Daß du nicht mehr hungrig bist, Wenn das Korn abdröckst im!

Rätsel- und Spielecke.

Rätsel.

1. Wer kann mir meinen Namen sagen? — Bald bin ich blau, bald rot, bald grün; Wenn ich zuteil geworden bin, Der darf mich in dem Knopfloch tragen. Ich ziere fürwirdiges Gewand, Doch trägt mich auch der Bauer auf dem Land.

2. Versuch mich — Und dreh mich. So lang ich und spin' und ein Rädchen; Erst mir Und dann dir Aus silberig schimmernden Nöckchen.

3. Sag mir freudig und frei. Wer sind die drei: Alles ich ich, aber höre nichts; Alles für ich, aber rede nichts; Alles red ich, doch ich kann nichts sehn Und nichts hören. Wirt' du nun ver-jehn?

4. Ich bin ein Haus. Der Welt zum Graus. Ein steller, reich und kammer; Doch wern bewohnt. Der ist verachtet Vor kammer und vor Jammer.

5. Ich hab ein helles Wächterhorn. Dann einen kamm und auch zwei Sporn;

Am Bauernhof, vom Kirchenturm Verkund ich Sonnenschein und Sturm; Ich spreche Wasser, Tel und Wein — Ich sprech' auch noch viel mehr!

6. Ein Ding geht mit gewaltigem Auf Dasin auf glatten Klacken; Die Fährte, die es hinterläßt, Man kann nachdem abspüren; Wenn durch wird auf seinem Gang, Trakt man's an tränen Nächen.

7. Ich werd in freier Luft geboren, Jed ohne Mund, für ohne Ehren. Vor alle heret gerne mich. Nur lieb ich, mich zu wiederholen; Nur hab ich — wenn ihr auf Pflöcken Mich fordert, lomm ich sicherlich.

8. In einem Loch schlüpft man hinein, In dreien wieder heraus. Wer von euch mag so pfiffig sein, Doch ers gleich bringt heraus? Besimmt nicht lang euch der und hin. — Ihr steht ja alle selber drin.

9. Bin bei der Kirche angeheilt Und den ihr Tag und Nach; Ich fahre, die es hinterläßt, Von meiner hohen Macht. Zur Kirche ruft mein Herz die Fremden; Ich selber bin nie hinein gekommen.

10. O helf dem armen Manne dort! O helf, es lauff das Haus ihm fort; Und er lauff drinnen um und um, Mann nicht heraus Aus seinem Haus Und auch nicht hinein, denn er ist stumm.

11. Weiss hat, der ist ein reicher Mann. Weiss fehlt, der ist sehr wohl daran; Weiss weiß, der ist als dumm bekannt, Weiss tut, wird Augenlichts genannt; Weiss leer ist, weiß dies Unglücksdind, Weiss hört, ist taub, weis sieht, ist blind.

12. Vermag die nichts die Brust zu heben, Ich ist es sicherlich; Was mehr: ich fride, die doch stehen.

Dankbarkeit.

Es gibt Sprachen, in denen das Wort „Dankbarkeit“ nicht enthalten ist. Mit dem Wort fehlt folglich auch der Sinn für das Gefühl selbst. Der Schluß, der sich aus diesem Umstand auf die moralische Stufe der Völker, welche diese Sprachen reden, ziehen läßt, ist nicht erbaulich; denn schon jeder einzelne, der nie oder nur selten in seinem Leben das Bedürfnis empfunden hat, zu danken, durch Wort, Tat oder Bestimmung, ist uns keine erfreuliche Erscheinung. Wir trauen ihm nicht viel Menschlichkeit zu, wir glauben nicht an seine Hilfsbereitschaft, seine Rücksichtnahme auf andere. Deshalb unterweist man das Kind schon früh in der Pflicht, sich zu bedanken, „dank schön!“ zu sagen, wenn ihm eine Freundlichkeit zuteil wird. Das ist keineswegs nur Erziehung zur Höflichkeit, das hat einen tieferen Sinn. Auf diese Weise kommt es schon der ersten Jugend zum Bewußtsein, daß das, was ihr an Liebe und Güte zuteil wird, ein freiwilliges Geschenk ist, für das man dankbar zu sein hat. Im dem Wort, das zuerst nur nachgeschmeckelt wird, entwickelt sich dann auch allmählich die Bestimmung. Wer dagegen früh gewöhnt wird, alles als „selbstverständlich“, als sein „gutes Recht“ hinzunehmen, drückt sich an dem Gefühl der Dankbarkeit vorbei. Sein durch eine unverändliche Umgebung geförderter Egoismus kann es gar nicht in sich aufnehmen lassen.

Wer sich nicht entziehen kann, Menschen zu danken, für erwiesene Güttaten dankbare Erinnerung zu bewahren, bei dem wird gegen die im Unschätzbar waltende Vorleistung wohl erst recht kein Dankgefühl aufsteigen; doch er wird keineswegs unterlassen, sie oder das Schicksal anzulügen, wenn ihm etwas quer gegangen ist. Ein großer Teil der Klagen und Anklagen in der Welt läßt sich zurückführen auf die Vernichtung der Dankbarkeit, durch welche der Mensch erst seinen wahren Wert erhält, durch die er seiner Erdenbestimmung gerecht wird. „Gott grüß manden, der ihm nicht dankt!“ — leider ein nur zu wahres Sprichwort. Für das, was uns abgeht, was wir nicht erreichen konnten, was uns das Leben schuldig geliebt ist, finden wir stets

hundert Worte des Bedauerns. Aber langsam und schwer fällt von der Lippe das Eingeständnis, daß wir ja doch für eine Fülle von Dingen zu danken haben, ohne die wir uns unter Dasein nicht gut mehr vorstellen können. Das trostige Wort: „Ich bedanke alles mir ganz allein, bin keinem etwas schuldig!“ beruht auf einer großen Selbsttäuschung. Wenn in unser Leben auch kein Wohlwäter, Beschützer, im Still eines deus ex machina getreten sein mag, so gibt es doch in ihm kein Ereignis, seine Entscheidung, bei der wir nicht gewahrt und empfunden kommen, wie abhängig wir von andern sind, wie sehr der Mensch den Menschen bedarf, wie er seiner nur scheinbar entranen kann. Und sogar die eigene Stärke und Kraft, auf die wir uns so viel zugute tun, die uns die Hilfe der andern entbehrlieh erscheinen läßt, ist sie wirklich ausschließlich unser Verdienst? Haben an ihrem Zustandekommen nicht Eltern, Pfleger, Erzieher gewirkt?

Wie wohlthuend berührt es doch, wenn Erwachsene, bereits in reiferen Jahren, sich dankbar beten erinnern, die einst ihre ersten Schritte geleitet haben! Die Begeisterung des Schülers für den Lehrer — was ist sie anderes als dankbares Glückgefühl für das, was ihm durch jenen gegeben wurde? Wir können den Wert eines Menschen, die Schwungkraft seiner Seele nach seiner Befähigung zur Dankbarkeit ermesen. Wer an seiner Dankeschuld herummäkelt, sie abzutragen zögert, ist keine vornehme Natur. Nun gibt es tatsächlich eine Anzahl von Menschen, die so beschaffen sind, insofern mangelhafter Erziehung und vor allem infolge schlechterer guter Vorbilder, daß „Dankbarkeit“ sie geniert, daß sie gegen solche Personen, denen sie sich verpflichtet fühlen, eine gewisse Scheu empfinden, die geradezu in Unbehagen übergehen kann, wenn ihnen aus irgend einem wirklichen oder eingebildeten Grunde die Gemeinschaft, der Verkehr mit jenen nicht mehr so begehrenswert wie im Anfang erscheint. Dann verandert sich der Empfänger plötzlich in einen Richter, einen sehr unachtsichtigen dazu, und holt alles Mögliche aus dem Wesen, dem Betragen des andern herbei, was den rücksichtslosen Bruch entschuldigen oder doch wenigstens erklären soll. Das Verfahren ist meist nicht sehr redlich. „Wer sich des Dankes will entschlagen, dem fehlt des Lügners freche Stirne nicht“, läßt bei einer solchen Gelegenheit Schiller den Herzog von Burgund in der „Jungfrau von Orleans“ sagen.

Die Geschichte ist angefüllt mit Beispielen trasser Undankbarkeit, in ihr wiederholt sich, nur in größeren Di-

menionen, doch unser Alltagsleben. Wenn es nun aber eine so allbekannte Sache ist, daß „Undank der Welt Lohn“ ist, warum erweisen wir uns über den Tatbestand, weil wir ihn doch kaum ändern können? Gewiß! Undankbare Gemüter wird es immer geben. Ein nur dem Tage, der Stunde lebendes Publikum hat kein Organ für das, was gewesen ist, was einst eine Kraft und Macht im Leben bedeutet hat und als solche auch in unser Leben eingeströmt ist. Aber wir sollen uns ein bißchen anstrengen, daß wir uns nicht in diese Befahrenheit verlieren, daß unser Gedächtnis frisch bleibt. Das ist zugleich eines der besten Mittel, sich die Jugend zu erhalten. Der Körper nimmt weit mehr die Befehle des Geistes an als umgekehrt. Wer immer zu neuen Eindrücken und neuen Belohnungen fortführt, behält wider Zeit, noch Kraft, die alten zu pflegen, und gerät in eine Art von Undankbarkeit hinein, die gar nicht in seinem Willen, in seiner bewußten Absicht gelegen haben mag. Auf die Frage: „Warum verachtest du eigentlich nicht mehr mit diesem oder jenem? Ihr wart doch einst so eng liiert?“, kommt sehr oft die Antwort zurück: „Ich weiß selbst nicht mehr, wie das gekommen ist; das haben wohl die Verhältnisse so mit sich gebracht.“ Geht man dann aber diesen Verhältnissen etwas näher auf den Grund, so stellt sich gewöhnlich heraus, daß der Umgang, der einst gewährt hatte, nur deshalb vernachlässigt und schließlich aufgegeben wurde, weil neue, anspruchsvollere und im Augenblick interessantere Beziehungen angeknüpft worden waren, denn oberflächlichen Naturen ist das Neue auch stets das Interessanter. Ihre Undankbarkeit gegen die alten Freunde rechtfertigen sie dann dadurch, daß sie sagen, sie waren es sich und ihrer Weiterentwicklung, ja auch ihrem materiellen Fortkommen oder ihrer Stellung in der Gesellschaft (Ghudia, neue Menschen auf sich wirken zu lassen, und sich ihnen anzuschließen — so lange, bis wieder ein noch neuerer Eindruck das Band lockert. Mancher sagt vielleicht auch: „Ich nehme meinen alten Freunden nicht; dadurch, ich bleibe ihnen doch gut, auch wenn ich mir in jedem Jahr neue erwerbe.“ Das stimmt aber nicht! Denn der Mensch verfügt nur über ein begrenztes Maß von Mittelfähigkeit und Hingebungsstärke. Wer fünfzig Menschen etwas sein will, kann dem einzelnen nur wenig sein. Wer diese Grenzen der menschlichen Seelenkraft außer acht läßt, der wird durch die vermeintliche Bereicherung seines Lebens nur verlieren; da er selbst nicht Treue halten konnte, wird sie ihm auch niemand halten.

Lösungen der Rätsel in voriger Nummer.

1. Die chinesische Mauer.
2. Die Fährte.
3. Die Taube.
4. Sechshundertdreißig.
5. Kaffee, Milch und Zucker.
6. Die Aufstülpung der Hähne.